

**Geschichte der deutschen Kunst von den ersten
historischen Zeiten bis zur Gegenwart**

Schweitzer, Hermann

Ravensburg, 1905

a) Baukunst.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79886](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-79886)



II. Kapitel.

Der romanische Stil.

a) Baukunst.

Die Bauthätigkeit bis zum Jahre 1000 zeigt uns eine immer größer werdende Barbarisierung der antiken Formen, und die allgemeiner werdende Verbreitung der Säulenbasilika lässt auch die Technik des Gewölbebaues immer mehr in Vergessenheit geraten. Dagegen herrscht im XI. Jahrhundert eine großartige Bauthätigkeit, die zu einem gewaltigen Aufschwunge und einer glanzvollen Blüte der Baukunst führt.

Die Größe und Pracht der Bischofsstühle wetteifern mit dem Glanze der kaiserlichen Pfalzen. Man baute jetzt nicht mehr bloß zum Bedürfnis, sondern man wollte zum Ruhme des eigenen Namens und der Kirche unübertroffene Prachtbauten errichten. Es ist die Zeit des Fortschrittes vom Bedürfnisbau zum Denkmalbau.

Die Machtstellung des Reiches, die Erweiterung des Gesichtskreises durch die Römerzüge, die Beuteanteile aus den glücklichen Kriegen, und in Sachsen besonders der blühende Bergbau riefen einen Luxus hervor, dessen dauerndes Zeugnis eine glanzvolle, künstlerisch bedeutende Architektur sein sollte.

Die Hauptverdienste um die Hebung des Bauwesens hatte natürlich die Geistlichkeit, unter ihr wieder der Orden der Cluniacenser, in dessen reformatorischer Thätigkeit die Pflege der Baukunst eine Hauptrolle spielte. Die Bauern allerdings wurden durch die Bauthätigkeit der weltlichen und geistlichen Fürsten zu Frondiensten gezwungen, die ihre Lage zu einer sehr bedrückten gestalteten, aber andererseits hatte dies auch den Vorteil, daß die Kenntnisse der Baukunst allmählich auch auf die Personen des Laienstandes übergingen.

Die schon in karolingischer Zeit entstehenden Veränderungen der antiken Basilika, wozu noch die Ausbildung der Turmanlage kommt, lassen eine Richtung erkennen, die nach neuen eigenen Idealen strebt. Ungefähr um die

Wende des ersten Jahrtausends erhält diese Richtung ihren ausgeprägten Charakter, es entsteht eine selbständige deutsche Kunst, der romanische Stil.

Selbständig entwickelt sich dieser Stil zunächst in den sächsischen Gegenden, durch die rhythmische Ausbildung des Stützenwechsels (Pfeiler mit Säule, oder zwei Säulen und ein Pfeiler) in der flachgedeckten Basilika und in der ein- oder zweitürmigen Fassade (Turmfassade).

Eine weitere Entwicklung sehen wir dann in den Rheinlanden in dem gebundenen Gewölbesystem (Kreuzgewölbe) und der reichen Türmeanlage bis zu sechs. Im Ornament werden die römischen und byzantinischen Formen zu neuen originellen Typen umgebildet.

Die Bezeichnung romanisch ist nach dem Vorgange der Sprachwissenschaft gebildet, welche die Verschmelzung lateinischer und germanischer Sprachelemente ebenso benennt.

Das allgemeine System des Stiles.

Der romanische Kirchenbau entwickelt sich aus dem altchristlichen und zwar speziell aus der Basilika. Die Aachener Palastkapelle verdankte eben doch nur dem Machtworte eines Herrschers ihre Entstehung, nicht dem Volksgefühl, sie bedeutet nur eine Erhaltung des Überlieferten, die Neuschöpfung und Ausgestaltung des Stiles war dem Langhausbau vorbehalten.

Die große Zahl der Mönche, in ihrer strengen Absonderung vom Volke, verlangte auch eine besondere Ausgestaltung ihrer Kirchenplätze im Chor. Man schob daher zwischen die Apsis und das Querschiff ein Quadrat ein, wodurch der Grundriss der Kirche die Kreuzgestalt erhielt und man so von der kreuzförmigen Basilika spricht. Diese Einrichtung, vordem in karolingischer Zeit zuweilen angewandt, wird jetzt durchaus Regel. Dann stellte man den Altar in diesen neugebildeten Chorteil, der dadurch als eigenes Altarhaus erschien, was durch die Höherlegung des Chores über der Krypta noch besonders betont wurde, und wodurch er auch als Sanktissimum vom Laienraum getrennt war.

Die Krypta ist eine Unterkirche, Gruftkirche, welche sich unter dem Chor und oft auch einem Teile des Langhauses hinzieht; sie ist gewöhnlich durch zwei Reihen von Pfeilern oder Säulen in drei Schiffe geteilt, welche mit flachen Kreuzgewölben überdeckt sind. Wesentlich für die Krypta ist ihr eigener Altar und ein dazu gehöriger Altardienst. Die Eingänge in die älteren Unterkirchen sind zu beiden Seiten des Chores, bei den jüngeren vor der Mitte des Chores. Die Krypta ist ein den germanischen Ländern besonders eigener Bauteil, der zwar in der altchristlichen Baukunst schon vor kommt, aber erst in der romanischen Epoche ein ständiges Attribut jeder größeren Kirche wird, und dann im gotischen Stile wieder verschwindet.

Auch die doppelchörigen Anlagen sind schon in der karolingischen Zeit in der östlichen Reichshälfte entstanden, und wurden von dort aus fast

auschließlich eine Eigentümlichkeit des deutsch-romanischen Stiles. Neben der Überfüllung der Klöster einerseits war es andererseits die wachsende Heiligenverehrung, die diese Neuerung hervorrief. Man wollte, außer dem ursprünglichen Titularheiligen der Kirche, auch noch einem andern Heiligen, dessen Leib, oder von dem man sonstige kostbare Reliquien besaß, einen Altar an ebenso bevorzugter Stelle errichten, und dazu mußte man eben der Kirche zwei Chöre geben. Dies bedingte wiederum das Verschwinden der Westfassade und die Verlegung der Haupteingänge an die Langhausseiten.

Doppelte Transsepte (d. h. Querschiffe) kommen zwar bei nur wenigen, aber desto bedeutenderen Bauten vor. Das altchristliche Prinzip des Langhausbaues wird hier durch den Gruppenbau mit zwei Schwerpunkten verdrängt. Was aber das Innere an Raumheit verliert, wird durch reichsten malerischen Reiz des Außenbaues ersetzt.

Dieser malerische Reiz wird besonders noch durch die reichen Turmanlagen gehoben. Die Turmbauten in organischer Verbindung mit dem Langhaus der Kirchen sind eine Neuerung des romanischen Stiles. Die beiden Seiten der westlichen Vorhalle, in deren Untergeschoß der Haupteingang, im obersten Geschoß die Glockenstube war, wurden von Rundtürmen flankiert. Oft wurde diese ganze Anlage in einen viereckigen Turm zusammengezogen. Bei Doppelchören baute man zu beiden Seiten des Westchores quadratische Türme und verlegte die Glockenstuben in diese Türme. Bei reicheren Anlagen errichtete man auch am Ostchor zwei Türme, denen man aber die runde Form beließ, da sie nur als Treppentürme zu dienen hatten; zuweilen verlegte man auch diese runden Türme an die Fronten des Querhauses. Bei solch größeren Kirchen errichtete man mit Vorliebe auch über dem Zentralquadrat des Querhauses einen stattlichen, eine Kuppel umschließenden Turm. Diese Bierungskuppeln trugen am meisten dazu bei, den großen Kathedralen des romanischen Stiles die gewaltige freie Raumwirkung zu geben, die so sehr unsere Bewunderung erregt.

Der innere Aufbau zeigt auch hier noch im wesentlichen das altchristliche Basilikasystem. Das Mittelschiff ist zweimal bis zweieinhalbmal so hoch als breit, doppelt so hoch als die Seitenschiffe, Querschiff und Chorquadrat sind ebenso hoch wie das Mittelschiff. Über den Seitenschiffen sind oft Galerien, sog. Emporen, die sich in Bogenstellungen (Arkaden) nach dem Mittelschiff öffnen. Bei manchen Kirchen sind diese Emporen so schmal, daß sie einen bloßen Gang darstellen, sog. Laufgang.

In der ersten Hälfte des X. Jahrhunderts hat noch der reine Säulenbau den Vorzug, daneben kommt auch der Pfeilerbau vor, oft nur aus Mangel an entsprechendem Material für die Säulen (z. B. bei der Einhardsbasilika zu Steinbach); nach der Mitte des X. Jahrhunderts kommt dann der Stützenwechsel, d. h. Wechsel von Säule und Pfeiler allgemein zur Geltung. In diesem Stützenwechsel erreicht der Umschwung von dem christlich-antiken zu dem mittelalterlichen Kompositionsprinzip seine Vollendung.

Man unterscheidet zwei Arten von Deckenbildung bei der romanischen Basilika, die flache und die gewölbte Decke.

Die flachgedeckte Basilika. Die flache Holzbalkendecke war in der Frühépoche durchweg, später nur ausnahmsweise für alle Räume der Kirche, außer Krypta und Apsis, gebräuchlich. Es scheinen aber in Deutschland die vertäfelten Dachstühle häufiger als die offenen gewesen zu sein. Die Seitenschiffe wurden schon sehr frühe überwölbt, in den Rheinlanden scheint sogar diese Art der Deckenbildung nie ganz abgekommen zu sein.

Die gewölbte Basilika kommt in Deutschland zuerst im XI. Jahrhundert vor, ihre Ausbildung ist in den einzelnen Bauprovinzen eine sehr verschiedene. In einigen Landschaften wird das Tonnengewölbe und auch die Kuppel, jedoch nur vereinzelt, zur Bedeckung des Mittelschiffes angewandt. Den Hauptumschwung aber bringt das bald dann allgemein werdende Kreuzgewölbe. Die Konstruktion des Kreuzgewölbes erklärt man sich am besten als Durchdringung zweier Tonnengewölbe. An den Ecken eines Quadrates erheben sich vier Pfeiler, die untereinander durch Bogen verbunden sind. Die Bogen, welche im rechten Winkel zur Längsschiffachse laufen, heißen Quergurten, die parallel laufenden Längsgurten, auch Wand- oder Schildbogen. Von diesen Gurten steigen dann die vier massiven dreiseitigen Gewölbekappen empor. Die Diagonalen, in denen sie sich treffen, heißen „Nähte“ oder „Grate“.

Das Mittelschiff bildet so eine durch die Pfeiler bezeichnete Folge von Quadraten, von denen jedes Gewölbefeld (Joch, Travee) selbstständig fungiert und die sich doch alle gegenseitig stützen. Die Seitenschiffsgewölbe sind halb so groß als die im Mittelschiff, so daß je zwei Seitenschiffsgewölbe auf eines im Mittelschiffe kommen. Im Seitenschiff kommt deshalb zwischen zwei Bogenpfeiler (auf denen der ganze Druck der Obermauer lastet) je ein Arkadenpfeiler, auf dem der Zwischenquergurt ruht. Später errichtete man auch über länglichen Rechtecken Gewölbe, so daß es der Arkadenpfeiler nicht mehr bedurfte, wodurch die Zahl der Seitenschiffsgewölbe mit denen im Mittelschiffe gleich war. Auch die Nähte wurden jetzt durch Diagonalgurten, Rippen, ersetzt, wodurch das Füllmaterial der Kappen ein leichteres sein konnte. Dieses Schema nennt man das gebundene romanische System.

Die Einzelformen des Aufbaues.

Die Säule besteht aus drei Teilen, dem Fuße oder der Basis, dem Schaft, der aus einem Stück, monolith, oder aus mehreren Stücken, Säulentrommeln, zusammengesetzt sein kann, und dem Säulenknau, dem Kapitäl. Die Basis ist in der Regel die attische mit einem Plinthus, d. h. auf einer quadratischen Platte (Plinthe) erheben sich zwei runde (im Profil halbkreisförmige) Wülste (Toren), die durch eine starke Einziehung (Trochilus) getrennt

sind. Im XII. Jahrhundert wird dann der Übergang von der quadratischen Plinthe zum Torus durch ein Eckblatt (eine Erfindung der Lombardei) vermittelt; um die Mitte des XIII. Jahrhunderts verliert sich dann das Eckblatt wieder.

Der Schaft ist dick und schwer, nur als Fenster, Portal oder Eckäule dünn und schlank, meist glatt, selten mit Längskanneluren, öfters dagegen ist er mit gewundenen Kanneluren oder mit herumgezogenem Riemenornament geschmückt.

Das Kapitäl ist in der früheren Zeit antikisierend, selten dem ionischen, meist dem korinthischen Kapitäl nachgebildet. Das eigentliche romanische Kapitäl zeigt die verschiedensten Formen. Die häufigst vorkommende Form ist das Würfekapitäl, ein nach unten halbkugelig abgerundeter Würfel, dessen Seitenflächen unten abgerundete Schilder bilden, die zu mannigfachster Verzierung eine geeignete Fläche bieten. Dieses Kapitäl ist wahrscheinlich eine deutsche Erfindung. Andere Formen sind das Kelchkapitäl und in der späteren Zeit das Knospenkapitäl. Es kommen an den Kapitälern die verschiedensten und phantastischsten Verbindungen von Ornament, Tieren und menschlichen Figuren vor, ja sogar ganze figürliche Scenen sind nicht selten. Über dem Kapitäl ist eine sehr hohe Deckplatte, der Kämpferaufsatz, der die Last des Bogens in sinnreicher Weise auf die Säule überträgt. (Fig. 15.)

Die Pfeiler sind entweder ungegliedert quadratisch oder mit abgeschrägten Ecken, gekehlt, oder es sind gegliederte Pfeiler, die dann eine sehr reiche Gliederung erlangen können. Man legt vor die Pfeilermitte eine Halbsäule mit eigenem Kapitäl als Auflager der Gewölbegurten, ja man schrägt die Kanten ab und stellt dünne Säulchen hinein.

Den Pfeiler trägt eine meist attische Basis, den oberen Abschluß bilden Deckplatte und Rundstäbe, später reichere kapitälartige Ausbildungen. Die Bogen bilden Halbkreise, die zuerst einfach rechteckig im Profil, später halbrund oder an den Kanten gekehlt und mit Rundstäben versehen sind.

Die Hussenarchitektur.

Der allgemeine Eindruck ist Massenhaftigkeit und Festigkeit bei einem Streben, sich mehr in die Breite und Länge, als in die Höhe auszudehnen. Gemildert wird dieser Eindruck durch die Gliederung der Außenfläche, durch einen Sockel, von dem aus in gewissen Abständen schmale Mauerstreifen, Lisenen, emporsteigen, die am Gesims durch den Rundbogenfries, aneinander gereihte kleine Halbkreise, ein für den romanischen Stil charakteristisches Merkmal, verbunden sind. Façade und Chorapsis zeigen mitunter eine reichere Gliederung durch Blendarkaden, oder auch hauptsächlich der Chor durch Zwerggalerien, eine auf freistehenden kleinen Säulen ruhende Bogenreihe, wodurch unter dem Hauptgesims ein offener Umgang entsteht.

Die altchristliche Sitte, den Haupteingang stets dem Hochaltar gegenüber, also im Westen anzubringen, wurde im IX. Jahrhundert durch die

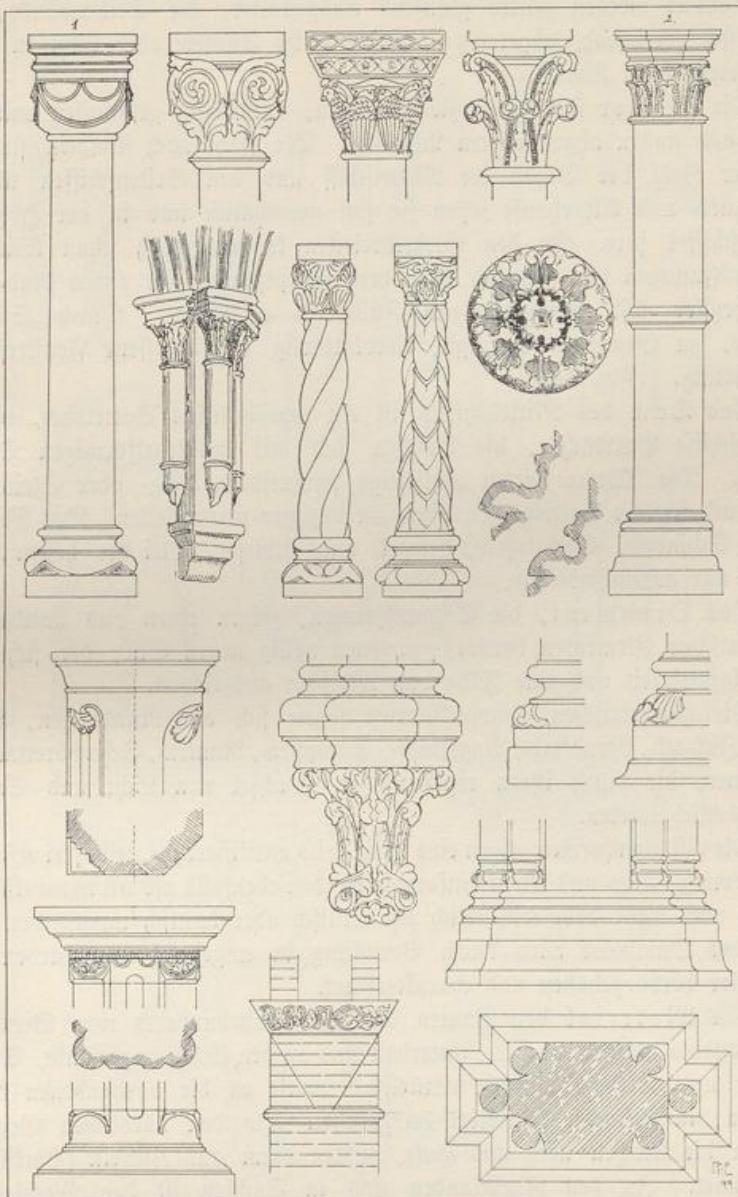


Fig. 15. Säulenformen des romanischen und Übergangsstils.

Westapsis so umgestaltet, daß man nur zwei Nebenportale für die Seitenschiffe hatte, oder daß man die Thüren ganz auf die Langseite verlegen mußte. Bei Kirchen mit Westfront ist hier unter der Vorhalle der Haupteingang, andere Eingänge sind an den Fronten der Querschiffe.

Die Thüren sind mit Rundbogen überwölbt, doch mit geradem Sturz, so daß das Bogenfeld (Lunette, Tympanon) Raum für Skulpturen bietet. Die Portale werden später glänzend ausgestaltet, die Seitenwände, nach innen sich verengend, abgetreppt, in die Falze Säulen oder Statuen eingesetzt, meist bunt bemalt.

Die Fenster sind zuerst ziemlich klein, rundbogig geschlossen mit nach innen und außen abgeschrägten Wänden. Der Zahl nach stimmen sie meist mit der Zahl der Bogen im Mittelschiff und den Seitenschiffen überein. Im Quer- und Altarhause sehen sie sich gewöhnlich nur in der Höhe des Mittelschiffes fort. In den Giebeldreiecken kommen früh schon kreisrunde Fensteröffnungen vor, die sich über dem Hauptportale zu einem Rad- oder Rosenfenster mit speichenartigem Füllwerk ausbilden. Durch Säulchen geteilte, zu Gruppen vereinigte, kleeblattartig abgeschlossene Fensterformen sind häufig. (Fig. 16.)

Das Dach des Mittelschiffes ist ein gewöhnliches Satteldach, die der Seitenschiffe Pultdächer, die Apsiden sind mit halbkugelförmigen Dächern gedeckt. Die Türme hatten achtseitige pyramidale Holz- oder Steinhelme, oder auch niedere Satteldächer, Kuppeln dagegen waren selten. Das Material waren Schindeln, Steintafeln, Ziegel und Schiefer, Blei der hohen Kosten wegen nur ausnahmsweise.

Das Ornament, die Schmuckformen, zeigen einen aus antiken und germanischen Elementen hervorgegangenen völlig neuen Stil, der sich durch Mannigfaltigkeit und eine Fülle von Motiven auszeichnet.

Die geometrischen Schmuckformen setzen sich aus Rundbogen, Band-, Tau-, Zacken-, Rundstab-, Nagelkopf-, Schuppen-, Rauten-, Schachbrettmotiven zusammen, die durch ihren regelmäßigen Wechsel von Licht und Schatten hauptsächlich wirken.

Die Pflanzenformen zeigen eine feine, teils antikisierende, teils frei erfundene Stilisierung. Tier- und Menschenformen werden ebenfalls oft mit naturalistischer Treue, noch mehr aber willkürlich phantastisch oder komisch umgebildet.

Das Ornament wird durch Bemalung in ungebrochenen Farben noch deutlicher hervorgehoben und charakterisiert.

Das Material der Bauten des XI. Jahrhunderts war Bruchstein, Quadersteine wurden nur am Unterbau und an den Ecken angewandt, Säulen, Pfeiler und Gesimse wurden natürlich, soweit es die vorhandenen Mittel zuließen, in besserem Material ausgeführt. In den nördlichen Gegenden wurden die Kirchen noch aus Holz, später dann aus Ziegeln (Backsteinen) ausgeführt. In den Rheinlanden und in Sachsen ist der Wechsel von weißen und roten Steinen sehr beliebt.

Die Kloster- und Profanbauten schließen sich in ihrer allgemeinen Formgebung dem kirchlichen Bausystem an.

Vollständige Klosteranlagen aus frühromanischer Zeit sind nicht erhalten, doch wurde die Art der Anlage das ganze Mittelalter hindurch wenig verändert.

Die Hauptbauten werden von vier rechteckig aufeinanderstoßenden Flügeln gebildet, die einen quadratischen Hof umschließen. Diesen Hof umgibt wiederum

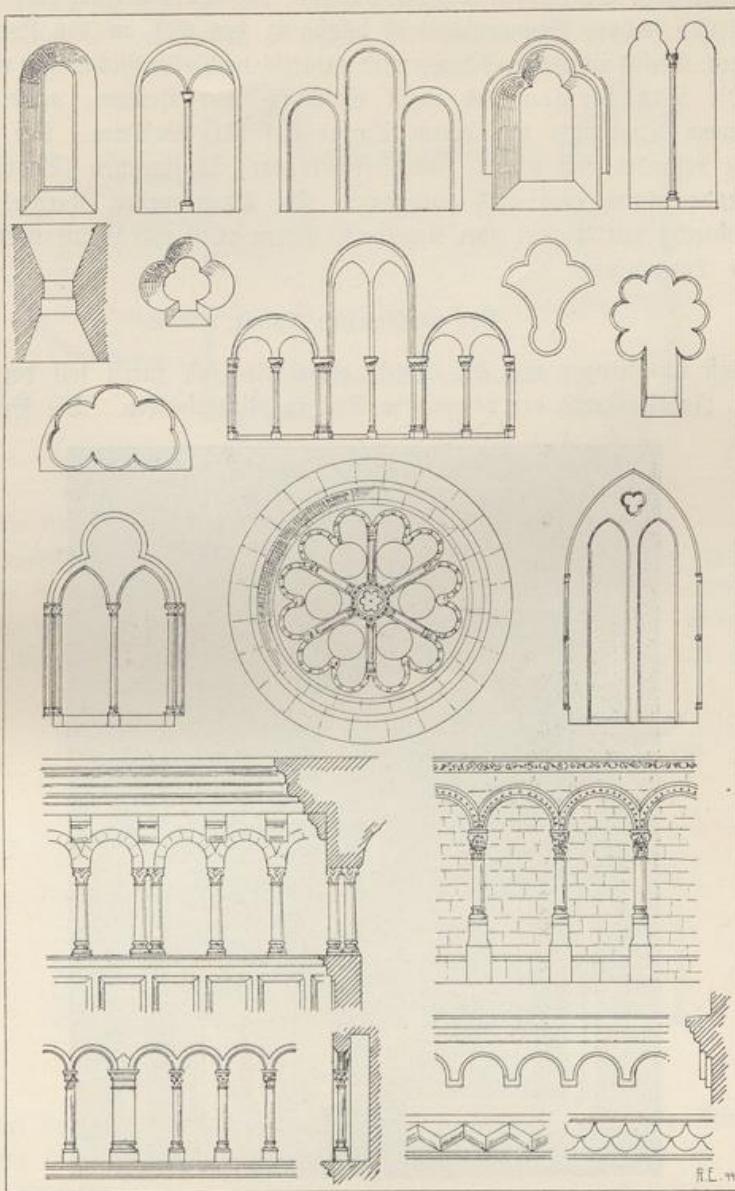


Fig. 16. Fenster und Arkadenformen des romanischen und Übergangsstils.

ein Gang, der sich nach demselben in Arkaden öffnet, der Kreuzgang.

Die südliche Seite des Kreuzganges nahm gewöhnlich die Kirche ein, die orientiert war, d. h. von Osten nach Westen in der Längsachse gerichtet, und zwar der Chor im Osten, die Fassade im Westen. Der Kirche gegenüber

war das Refektorium (Speisesaal) mit den Wirtschaftsräumen, den westlichen Flügel bildeten die Gästewohnungen und Vorratsräume, östlich lag ein Erdgeschöß, der Kapitelsaal, im Oberstock das Dormitorium (der Schlafsaal). Ein schönes Brunnenhaus ist häufig in den Hof an den Kreuzgang angebaut. Dieses ungefähre Schema wird natürlich nach allen Richtungen variiert.

Die Landkirchen sind meist einschiffig mit kleinem, apsidial geschlossenem Chorhause und einem Turme auf der Westseite. Bei großen Kirchen befanden sich öfters kleine freistehende Taufkapellen (Baptisterien) von runder Form oder auch polygonal. Die Totenkapellen (Karner), rund oder achteckig mit Kuppel oder Regeldach, hatten meist eine Gruft oder Keller für die Totengebeine.

Die sächsischen Lande.

Fast unabhängig von der Antike entwickelte sich zuerst seit der Mitte des X. Jahrhunderts der romanische Stil in Niedersachsen. Die Herrschaft

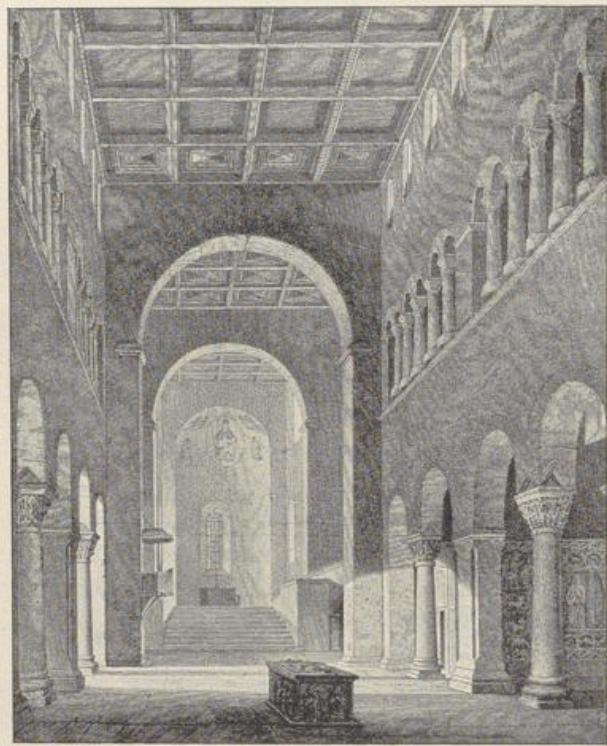


Fig. 17. Inneres der Stiftskirche zu Gernrode.

der sächsischen Kaiser, besonders der Ottonen, rief in diejenigen Gegenden eine großartige Bauthätigkeit hervor. Sachsen's Herzöge auf dem deutschen Kaiserthrone wenden ihren Stammlanden ganz besondere Aufmerksamkeit zu, sie gründen Städte, Abteien und Bistümer, und begaben dieselben aufs reichlichste

mit Land und Leuten. Von den Söhnen dieser geistlichen Fürsten gehen nun wieder hauptsächlich alle künstlerischen Anregungen und Förderungen aus. Der Bergbau im Harzgebirge, der rasch zu großer Blüte gelangte, warf große Mittel ab, was noch besonders der Pflege der Kunst zu gute kam.

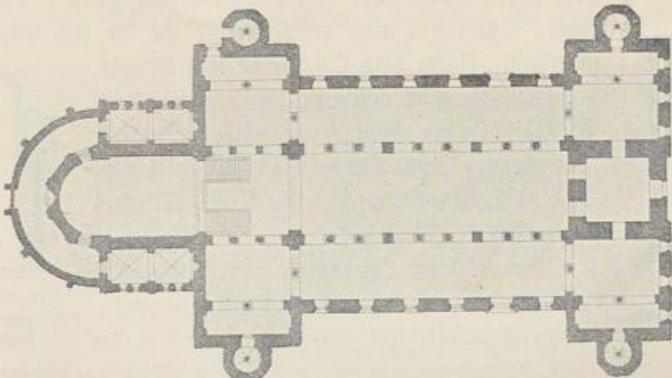


Fig. 18. St. Michael. Hildesheim. Grundriss.

Die künstlerische Ausbildung der flachgedeckten Basilika ist in der Baukunst ausschließlich bis zur Mitte des XII. Jahrhunderts das Hauptziel, erst von da ab tritt die Wölbung auf und zwar zuerst in den Seitenschiffen und den Chorräumen. Es herrscht der rhythmische Wechsel von Pfeiler und Säule, die Pfeiler durch Eckpfeiler gegliedert. An der Westfassade erheben

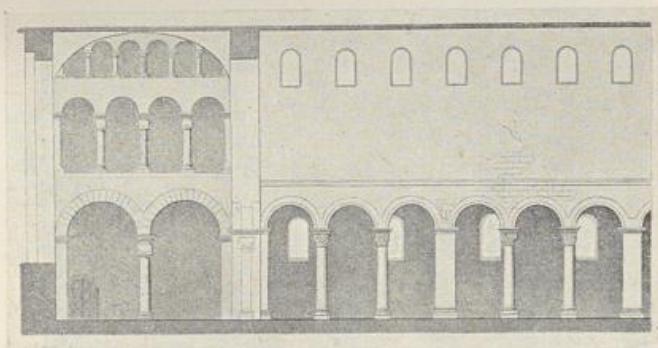


Fig. 19. Hildesheim. Michaeliskirche. Langhaus.

sich zwei starke Türme mit hohem Zwischenbau, der sich nach dem Mittelschiff in einer Empore öffnet. An der Ostseite der Querhausarme ist je eine Apsis angebaut.

Heinrich I. stiftete die Schlosskirche und die Wipertikirche zu Quedlinburg; von beiden ist nur noch die Krypta, von ersterer sogar nur ein Teil derselben erhalten. Beide Kirchen wurden im XII. Jahrhundert umgebaut.

Die älteste noch vorhandene deutsch-romanische Kirche ist die von Markgraf Gero 961 gegründete Stiftskirche zu Gernrode. (Fig. 17.)

Vieles ist zwar

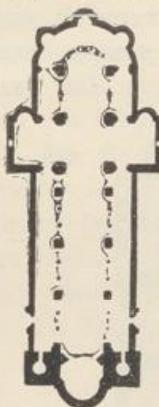


Fig. 20.
Grundriss St. Godehard.

restauriert, aber der Grundcharakter des Ganzen ist doch erhalten. Das Langhaus öffnet sich in vier Bogen mit Stützenwechsel gegen die breiten Seitenschiffe, über denen Emporen angebracht, die wieder durch eine westliche Quergalerie verbunden sind. Im Osten und Westen ist je ein Querhaus, letzteres etwas verkümmert, an die sich Chöre anschließen. Unter dem Ostchor ist eine Krypta, der Westchor wird von zwei Türmen flankiert. Die Kapitale der Säulen zeigen schon figürliche Bildungen. Das Außenere ist bis auf eine kleine Lisenengliederung an den Türmen schmucklos.

Der Bischof Bernward von Hildesheim entfaltete dann seit 993 eine großartige, manigfaltige Bauthätigkeit. Sein Hauptwerk ist die Michaelskirche (Fig. 18 und 19) auf einem Hügel nördlich der Stadt, 1033 vollendet. Blitz und Brandschaden ließen von dem ursprünglichen Bau

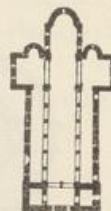


Fig. 21. Grundriss Klosterkirche Hirslingen.

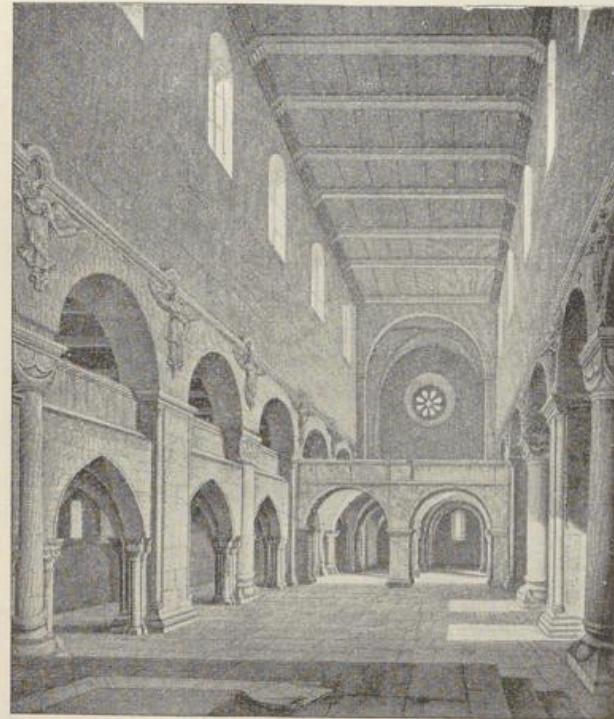


Fig. 22. Hirslingen. Klosterkirche. Inneres.

wenig übrig; was heute noch steht, entstammt der Hauptzache nach dem Wiederaufbau des Jahres 1186. Das Langhaus, drei Quadrate, zeigt den Stützenwechsel von je zwei Säulen mit einem Pfeiler. Zwei Trans-

septe von der Ausdehnung des Mittelschiffes werden an ihren Frontseiten von je einem achtseitigen Turme flankiert. Der westliche grözere Chorbau hat einen Umgang, während zu beiden Seiten des östlichen kleineren Chores an der Ostseite des Querschiffes zwei außen polygone Konchen vorspringen. Neben dem Kreuzungsquadrat der beiden Transsepte erheben sich starke Vierungstürme. Die Dekoration ist reich und edel, die flache bemalte Holz-

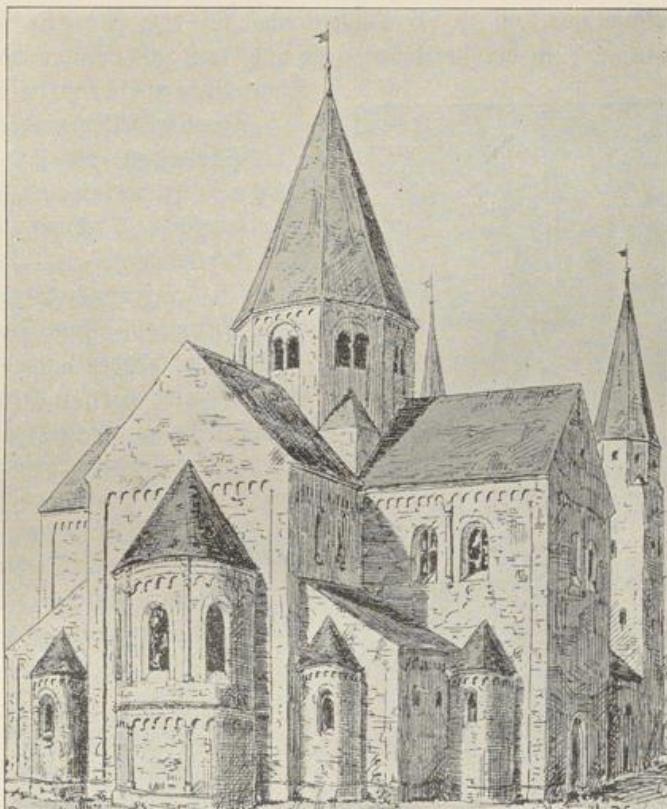


Fig. 23. Königslutter.

decke aus dem XIII. Jahrhundert gibt dem Bauwerke noch ein ganz besonderes Interesse.

Das gleiche Schema, wie St. Michael, Stützenwechsel von je einem Pfeiler mit zwei Säulen und Doppelchor, zeigen die Klosterkirchen von Ilsenburg, Hunseburg (gew. 1121) und in Hildesheim selbst der Dom und St. Godehard (gegr. 1133, Fig. 20), letztere Kirche aber nur mit drei Türmen und um den Ostchor ein Umgang mit drei Apsiden. Allerdings wurden diese Kirchen im Laufe der Zeit vielfach verändert, doch bleibt die Grundform trotzdem erkenntlich. Auch im XII. Jahrhundert kommt der Stützenwechsel noch bei einigen Kirchen vor, so in den Klosterkirchen zu

Heiningen, Hecklingen (Fig. 21 und 22), die als Normalanlage gelten kann, Wilhelmshausen und der Cistercienser-Nonnenkirche zu Wierbrectshausen.

Der Pfeilerbau schreitet von der einfachen viereckigen Stütze, wie in der Kirche zu Walbeck (gew. 1011, aber älter als St. Michael in Hildesheim), der Klosterkirche zu Marienthal, Königslutter (1155 beg., Fig. 23) und dem Dome zu Bremen bis zur feinsten Durchführung mit Halbsäulenvorlagen und Ecksäulchen fort, wie in der Klosterkirche auf dem Petersberge bei Erfurt (1142) und in der herrlichen, jetzt nur noch als Ruine stehenden Klosterkirche zu Bürgelin (um 1150).

Ziemlich selten findet sich der reine Säulenbau; die St. Moritzkirche in Hildesheim ist die einzige Säulenbasilika Sachsen aus dem XI. Jahrhundert.

Die großartige Säulenbasilika Paulinenzell (heute Ruine) steht direkt unter süddeutschem Einflusse, speziell unter Hirsau, ebenso die Klosterkirche zu Hamersleben.

Das gebundene romanische System kommt erst spät (um die Mitte des XII. Jahrhunderts) aus den Rheingegenden nach Sachsen. Das hervorragendste und zugleich früheste Werk ist der von Heinrich dem Löwen gestiftete Dom zu Braunschweig (1173—1227).

In Westfalen herrscht durchweg der Pfeilerbau, und bald nach dem Jahre 1000 versucht man schon

die Kunst des Wölbens, ja man macht sogar die Schiffe gleich hoch und vereinigt sie unter einem Dache, so daß gleichsam eine nur durch zwei Reihen Pfeiler geteilte Halle entsteht. Hier tritt aber zuerst in Deutschland eine, später sehr wichtig werdende, neue Form der Kirche auf: die Hallenkirche.

Das Äußere der westfälischen Kirchen ist schmucklos, massiv und derb ohne Gliederung, die wuchtig dominierende eintürmige Westfassade gibt den Bauten einen kriegerischen, burgenartigen Charakter. Ein weiteres Merkmal sind die geraden Chorabschlüsse.

Schon die Bartholomäuskapelle zu Paderborn, aus der Übergangszeit der karolingischen zur romanischen Epoche stammend, ist ein Hallenbau mit Säulen als Stützen und zwölf kuppelartigen rechteckigen Deckenfeldern. Den oben besprochenen kriegerischen Eindruck machen besonders die Dome von

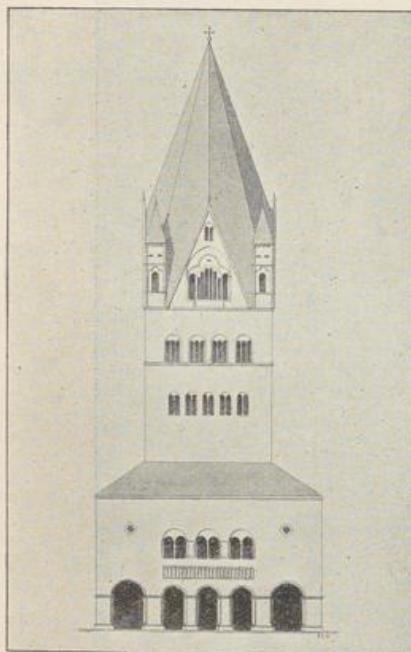


Fig. 24. Soest. St. Patroclus.

Minden, Paderborn und Soest (Fig. 24), von denen die Westfront des letzteren besonders originell ist. Aus einem quadratischen Unterbau mit Vorhalle steigt ein gewaltiger vierseitiger Turm auf, der an den Ecken, wo das schlanke Pyramidendach anfängt, kleine Ecktürmchen trägt, zwischen denen noch spitze Giebel nach jeder Seite aufsteigen. Im zweiten Geschöß des Unterbaues ist ein Saal, der als Waffenhaus benutzt worden ist.

Die Rheinlande.

In dem alten Kulturgebiete der Rheinlande waren die antiken Traditionen, besonders nach der technischen Seite hin, noch nicht verklungen, dazu kamen noch Einflüsse aus Frankreich und der Lombardie. Daher ist der Charakter der Bauten weniger geschlossen und harmonisch abgerundet, als in den sächsischen Gegenden, wo wir ein Schritt um Schritt gehendes Ausreisen gewahren können. Der Gewölbekbau war nie ganz vergessen, und bald nach 1100 entsteht hier die gewölbte Basilika, das gebundene System.

Das Neuerliche der rheinischen Bauten zeichnet sich durch großen malerischen Reiz aus, der einerseits durch die geschickte Massengruppierung und reiche Turmanlage, andererseits durch die dekorative Gliederung, bei der besonders die Zwerggalerien eine große Rolle spielen, bewirkt wird. Die frühe Anwendung der Wölbung bedingt auch die vorzugsweise Verwendung der Pfeiler als Stützen.

Flachgedeckte Säulenbasiliken sind selten, die Stiftskirche St. Georg (heute Pfarrkirche St. Jakob) zu Köln und die durch edle Verhältnisse und gewaltige Raumwirkung gleich ausgezeichnete Klosterkirche zu Limburg an der Haardt sind Beispiele dafür. Konrad II. stiftete 1030 die Klosterkirche, welche unter der Leitung des Cluniacenserabtes Poppe von Stablo ausgeführt wurde (voll. 1042). Heute stehen nur noch die malerischen Ruinen

Dr. Schweizer, Geschichte der deutschen Kunst.

3



Fig. 25. Speyer. Dom.

der Klosterkirche. Durch eine dreischiffige gewölbte Vorhalle, an deren Seiten quadratische Haupttürme, von kleinen runden Treppentürmen flankiert, aufsteigen, gelangt man in das von zehn mächtigen Säulen getragene Mittelschiff. Der

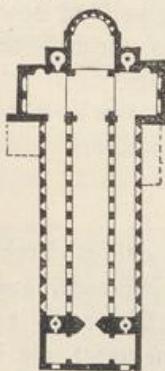


Fig. 26. Grundriss
Dom zu Speyer.

Chor ist gerade geschlossen, zwei halbrunde Apsiden legen sich an die Ostmauer des Querschiffes an. Im Querschiff tragen hohe Pilastry Blendarkaden, welche die Fenster des Untergadens umrahmen. Den Pfeilersäulenbau, wahrscheinlich unter lothringischem Einflusse, sehen wir in St. Willibord in Echternach als einziges Beispiel in diesen Gegenden vertreten. Die ältesten erhaltenen Gewölbekirchen, und zugleich die wichtigsten überhaupt, sind die drei großen Dome zu Mainz, Speyer und Worms. Als ältesten Bau dieser Gruppe müssen wir den Dom St. Martin zu Mainz ansehen. Schon 978 wird hier unter Erzbischof Williges ein Dom errichtet, der aber am Tage der Einweihung abbrennt; die 1036 wieder rebaute Kirche hatte 1081 das gleiche Schicksal, und jetzt wurde der Dom in seiner heutigen Gestalt errichtet. Mehrfach hindernde Schicksale — so wurde 1159 der Bau von der Bürgerschaft als Festung eingerichtet und gegen den Bischof verteidigt — lassen das Werk erst 1239 zu Ende kommen. Der Bau hat zwei Chöre, der westliche mit drei polygonen Apsiden, ein westliches Querschiff, über der Vierung und dem Ostchor Mitteltürme, und vier Seitentürme. Die Dimensionen der Kathedrale sind gewaltig; leider ist sie so eingebaut, daß ein Gesamtüberblick unmöglich ist. Der Turm über der Vierung und die Seitentürme im Westen haben barocke Turmkappen, welche der geniale Architekt des Würzburger Schlosses, Balthasar Neumann, entworfen hat. Die polygonen westlichen Seitentürme sind, ebenso wie die Apsiden, in reichsten Nebengangformen errichtet. Dreifach gedoppelte Fenster, das mittlere überhöht, kleine Arkadengalerien und schöne zierliche Ornamentformen schmücken diese Westseite. Der Ostchor dagegen ist schmucklos, die flankierenden Rundtürme sind nur durch einfache Lisenen gegliedert. Im Innern sind die Pfeiler eng gestellt, je die zweite Stütze hat eine Halbsäulenvorlage, welche den Gewölbegurt trägt. Die Pfeiler steigen als Blenden über die Arkaden hinauf und sind oben durch halbrunde Bogen verbunden.

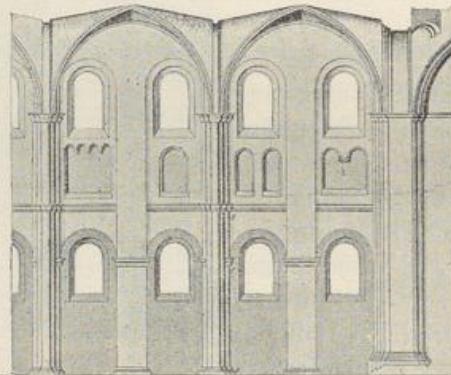


Fig. 27. System des Wormser Domes.

Den Grundstein zum schönsten und dem Flächeninhalt nach größten romanischen Dome, dem zu Speyer, soll Konrad II. im Jahre 1030 selbst gelegt haben. (Fig. 25 und 26.) Er sollte die Grabeskirche seines Hauses und zugleich ein Symbol der Majestät des Reiches selbst werden. Heinrich IV. hat ihn im wesentlichen dann vollendet. Nur ein Zufall hat dieses herrliche Werk vor der gänzlichen Zerstörung durch die Mordbrenner Ludwigs XIV. gerettet. 1820—58 wurde dann der Dom einer umfassenden, im großen Ganzen glücklichen Restauration unterzogen.

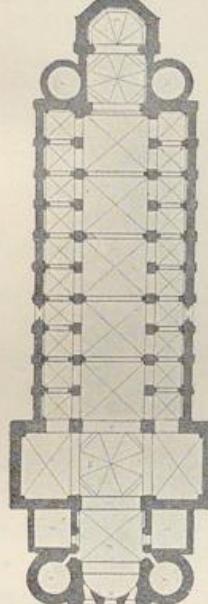


Fig. 28. Worms. Grundriss.



Fig. 29. Dom zu Worms.

Es ist ein außerordentlich großartiges und in sich abgeschlossenes Werk. Eine gewaltige Vorhalle, über welcher sich ein großer Turm erhebt, ist im Westen der Kirche vorgelegt. Drei Schiffe führen dann zu dem etwa um 15 Stufen erhöhten Querschiffe und Chor. Unter demselben ist die Krypta, wohl die größte und schönste in Deutschland. Als Konrad II. 1039 starb, wurde er schon hier beigesetzt. Über der Vierung erhebt sich wieder ein gewaltiger Zentralthurm, und außerdem geben vier Treppentürme dem Baue ein schmückes, malerisches Aussehen. Der Aufbau ist ebenso einfach als in Mainz die Ostteile, aber schlanker und leichter, wozu die unter dem Dache ringsum entlanglaufenden Zwerggalerien viel beitragen. Im Innern sind hier die Säulen weiter gestellt, jede hat eine Halbsäulenvorlage, die abwechselnd entweder Gewölbegurten aufnehmen, oder die die Fenster umrahmenden

Blendbogen. Die mit der großen Restauration verbundene Ausmalung des Domes mit großen Fresken beeinträchtigt leider die Raumwirkung des Innern sehr.

Der Dom zu Worms (Fig. 27—29) entfaltet den vollen Reichtum des entwickelten romanischen Stiles, zwei Vierungstürme, zwei Chöre, von runden Treppentürmen flankiert, und ein westliches Querschiff geben dem Ganzen eine malerische wirkungsvolle Silhouette. Das jetzige Werk entstammt in seinen Hauptzügen etwa der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts. Die Hauptpfeiler sind durch etwas größere Breite und Vorlagen gegen die Schiffe

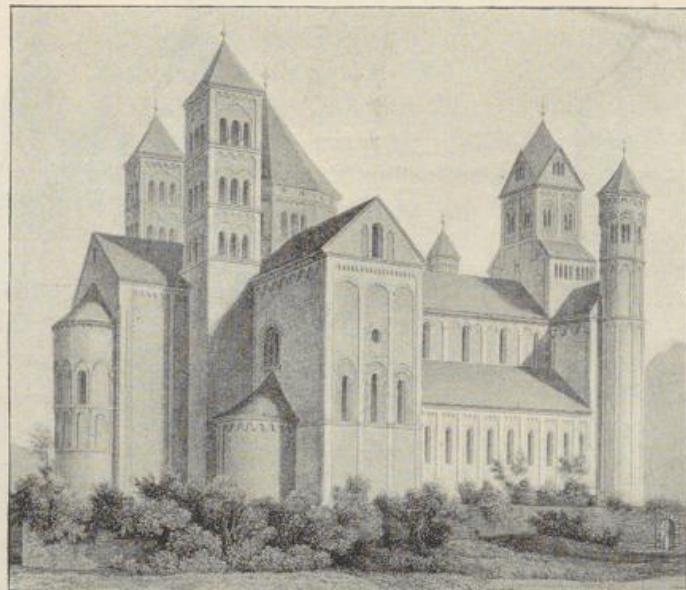


Fig. 30. Abteikirche von Maria-Laach.

von den Nebenpfeilern unterschieden. Blendarkaden umrahmen, wie in Speyer, die großen, beinahe an die Gewölbe heranreichenden Fenster. Die ganze Wandfläche aber ist reicher und rhythmischer gegliedert.

Diesen Bauten darf ihrer Schönheit nach die Abteikirche von Maria-Laach (Fig. 30 und 31) würdig an die Seite treten (gew. 1156). An einem einsamen romantischen Gebirgssee erhebt sich dieses herrliche Monument mit seinen sechs Türmen, der doppelten Choranlage und einem wundervollen Paradiese, eine Art Kreuzgang, im Westen. Besonders merkwürdig ist das Innere durch die gleiche Zahl rechteckiger Gewölbefelder in Mittel- und Seitenschiffen.

Die 1138 geweihte Doppelkapelle St. Godehard, neben dem Mainzer Dome, früher die Hauskapelle des erzbischöflichen Palastes, ist die älteste erhaltene zweigeschossige Kapelle, eine Form, die im XII. und

XIII. Jahrhundert für Palast- und Burgkapellen fast immer angewandt wird. Hier tritt auch das Motiv der Zwerggalerie zuerst auf, doch ist sie hier noch annähernd in der Höhe des oberen Geschosses gebildet. Das Motiv stammt wahrscheinlich aus Oberitalien.

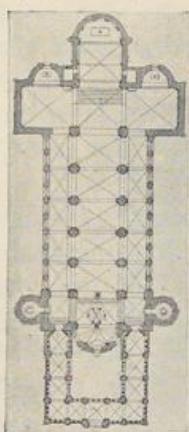
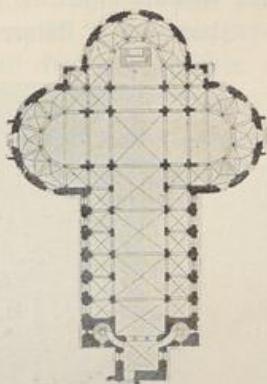


Fig. 31.
Maria-Laach. Grundriss.
Für die Formenbehandlung
wurde dieser Bau der Kölner Baukunst in hohem Maße vorbildlich.

Ebenfalls zweigeschossig, also Doppelfirche, Kuppelbau über griechischem Kreuz, mit einem Turm darüber und mit ausgebildeten Zwerggalerien versehen, ist die in den Jahren 1149—51 von Erzbischof Arnold II. von Köln errichtete Grabskirche zu Schwarz-Rheindorf gegenüber von Bonn. Später wurde dem Bau ein Langhaus angefügt und die Harmonie des Grundrisses dadurch gänzlich gestört.

Fig. 32.
St. Maria im Kapitol. Köln.



Eine Gruppe von Bauten in Köln zeigt einen antiken Grundrissgedanken, die Verbindung des Zentralbaues mit dem Langhausbau, durchgebildet.

Ein Vorbild hierfür fand man nicht allzufern in den damals gewiß noch weit besser als heute erhaltenen Resten des großartigen aus konstantinischer Zeit entstammenden Kaiserpalastes in Trier. Man fügte an den Chor und die Querschiffenden je eine halbrunde Apside an, so daß der Grundriss von Chor und Querschiff ungefähr Kleeblattform erhält. Das Mittelquadrat (die Vierung) wurde mit einer Kuppel, die Apsiden mit Halbkuppeln gedeckt. Diese Ausgestaltung verleiht dem Innern dieser Bauten eine unvergleichlich großartige Raumwirkung, wie sie in Kirchen gleicher Größe, aber mit anderem Chor und Querhausschlüsse nirgends erreicht worden ist.

Die aus vorkarolingischer Zeit auf römischen Fundamenten errichtete, jetzt umgebaute Marienkirche (1049 gew.) zeigt diese Grundrissform. St. Maria im Kapitol (Fig. 32 und 33) wird sie genannt, weil man die Stätte, auf der sie gebaut, als das Kapitol der alten Colonia Claudia Agrippinensis



Fig. 33. St. Maria im Kapitol.

ansah. Um das Vierungsquadrat legen sich drei halbrunde, mit gewölbten Umgängen versehene Apsiden, als Fortsetzung der ebenfalls gewölbten Seitenschiffe. Das früher flachgedeckte, später gewölbte Mittelschiff schließt nach Westen ein von zwei Treppentürmchen flankierter Turmbau ab, der sich nach innen mit einer Empore öffnet.

Zwei andere Kölner Kirchen zeigen dasselbe Grundrissprinzip, aber ohne

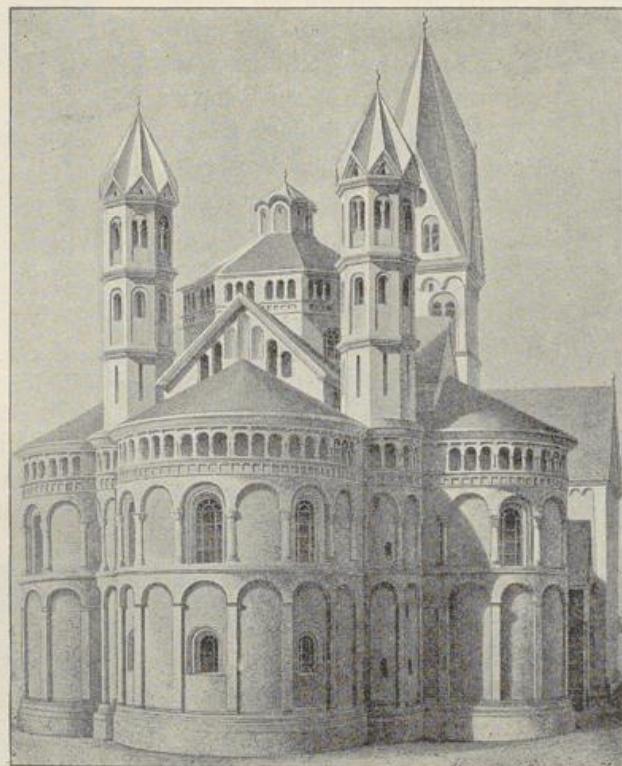


Fig. 34. St. Aposteln zu Köln.

Umgang; es sind dies die Pfarrkirche St. Aposteln (Fig. 34) und Groß St. Martin, letztere mit großem Vierungsturm; sie stammen aus der zweiten Hälfte des XII. und die Oberbauten schon aus dem XIII. Jahrhundert. Beide Kirchen zeigen eine reiche Aufzengliederung durch Zwerggalerien, Blendarkaden und Halbsäulenvorlagen.

Süddeutschland.

Im Elsaß entwickelt sich eine im XII. Jahrhundert besonders blühende Bauthätigkeit, von deren Monumenten allerdings die Notzeiten der letzten Jahrhunderte nicht allzuviel übrig gelassen haben.

Hier an der Grenze machen sich die französischen Einflüsse lebhaft geltend, so in der Ausbildung der Westfront mit zwei Türmen und dazwischenliegendem Langhausgiebel. In dem Grundriss nähern sie sich mehr der schwäbischen Eigenart, in der Bevorzugung flacher Chorabschlüsse und Fortführung der Seitenschiffe neben dem Altarhause, in Verbindung mit phantastischen Tier- und Menschenbildnereien am ganzen Bau, nicht nur an den Gliederungen, ein echt alemannischer Zug. Die mäßig hohen, mit kurzen Pyramiden gedeckten Türme geben den Bauten etwas Gedrungenes, die gedrückten schweren Formen wirken oft sogar düster.

In Bezug auf Stühlen herrscht kein festes Prinzip, man findet reine Pfeilerbauten am häufigsten, aber auch Säulenbasiliken, z. B. St. Sebastian in Neuweiler, die Kirchen in Hattstadt und Muzig, und Stühlenwechsel wie in der Abteikirche zu Surburg.

Von der Benediktinerabteikirche Murbach (Fig. 35) sind nur noch die Ostteile, Querhaus und Chor erhalten, das Langhaus ist vollständig zerstört. Eigentümlich ist die ganze Anlage, der Chor ist gerade geschlossen, dreischiffig, mit je einem Joch des gebundenen Systems überdeckt. Das Querhaus hat nur die Breite und Höhe der Seitenschiffe, über den Kreuzungen von Seitenschiffen und Querschiff erhebt sich je ein Turm, zwischen denen die Bierung durch ein Satteldach abgedeckt ist. Die Bierung und der quadratische Chor zeigt bereits Rippenwölbung, ein äußerst wichtiger Fortschritt in der mittelalterlichen Architektur.

In Mauresmünster sind von der ehemaligen Klosterkirche der Benediktinerabtei nur das westliche Joch des Langhauses und die Fassade erhalten, beide aus dem XII. Jahrhundert. Über dem Mittelschiffjoch erhebt sich ein großer schwerer Turm, zwei kleinere mit achtseitigen Helmen über beiden Seiten der Vorhalle, welche letztere sich mit drei auf zwei Säulen ruhenden Arkadenbögen öffnet.

Die Peter- und Paulskirche in Rosheim ist ein Pfeilersäulenbau in gebundenem System, nur mit einem Bierungsturm, mit eigentümlicher turmloser Westfront, die an italienische Vorbilder denken lässt. Das Giebel-

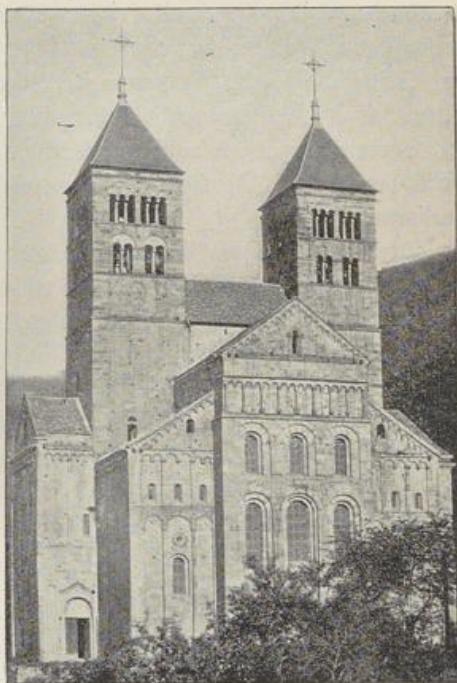


Fig. 35. Murbach.

dreieck, das auf einem von kräftigen Konsoleen getragenen Hauptgesimse ruht, hat auf den Ecken akroterienartige Tier- und Menschengestalten, auf der Giebelspitze ist ein sitzender Adler angebracht.

Wie schon hervorgehoben wurde, ist die elsässische Entwicklung der südwestdeutschen verwandt, aber auch diese Provinz hat keinen größeren Einfluss auf die allgemeine Entwicklung. In Schwaben ist die Säulenbasilika weit verbreitet, ebenso die flache Decke, die man sogar bei Pfeilerbauten beibehält; erst am Schluss unserer Periode wird die Wölbung eingeführt. Das Querschiff fehlt in der Regel, häufig sind die Kirchen einschiffig mit einem Turme über dem Altarhause. Bei dreischiffigen Anlagen erheben sich oft zwei Türme über den Ostenden der Seitenschiffe, auch sogar freistehende Turmanlagen haben sich erhalten. Das Äußere der Kirchen ist sehr altertümlich und einfach, nur die Portale erhalten reicheren Schmuck. Das Ornament zeigt phantastisch-barbarische Formen, kein veredelnder antiker Einfluss ist wahrzunehmen.

Drei altromanische Kirchen sind auf der Insel Reichenau im Bodensee erhalten. Es sind dies die Peter- und Paulskirche zu Unterzell, eine Säulenbasilika mit zwei Osttürmen und drei Apsiden, welche in der Mauerstärke angebracht sind, die ursprünglich einschiffige Kreuzkirche St. Georg zu Oberzell, deren alte Bemalung in den letzten Jahren wieder aufgedeckt wurde, und die eigentliche Klosterkirche zu Mittelzell. Die St. Maria und Markus geweihte Kirche ist eine doppelchörige Pfeilerbasilika mit zwei Transepten und einem Westturm, sie ist erheblich jünger als die beiden andern Bauten und stammt aus dem Ende des XI. oder Anfang des XII. Jahrhunderts. Diesen Anlagen ist auch der älteste Teil des Domes zu Konstanz verwandt.

Unter den süddeutschen Klöstern ist das 830 gegründete Hirsau bei Calw bei weitem das bedeutendste. Als Vorort Clugnys auf deutschem Boden war es Hauptträger der von dort ausgehenden reformatorischen Bewegung.

Auf Veranlassung des Papstes Leo IX. neu begründet, wurde hier 1057—71 die alte Aureliuskirche neu aufgebaut als eine kreuzförmige Säulenbasilika ohne Krypta mit zwei Westtürmen und einer dazwischenliegenden Vorhalle mit Empore, die Seitenschiffe gewölbt. Bald genügte diese Kirche für die stetig wachsende Zahl der Mönche nicht mehr und unter Abt Wilhelm (1069—91) wurde 1083—92 eine größere kreuzförmige Basilika mit flacher Decke, den Heiligen Petrus und Paulus geweiht, errichtet. Das Kloster liegt jetzt in Ruinen da.

Bald entwickelten sich bei den Cluniacenserbauten besondere Stileigentümlichkeiten. Die Normalanlage war ungefähr folgende: an eine zweitürmige Westfassade mit Vorhalle und Empore schloß sich das Langhaus mit von Säulen getragener flacher Decke an, das durch den Ostchor, der keine Krypta

hatte, abgeschlossen wurde. Hiervon macht allerdings die Stifts-, jetzt Pfarrkirche St. Vitus in Ellwangen eine Ausnahme. (Fig. 36.) Es ist eine gewölbte Pfeilerbasilika, die älteste in Schwaben, aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts. Zu nennen wären noch die Kirchen zu Brenz und Faurndau bei Göppingen und die Stiftskirche zu Sindelfingen.

Hessen sowohl wie Franken zeigen an ihren Bauten keine besonderen

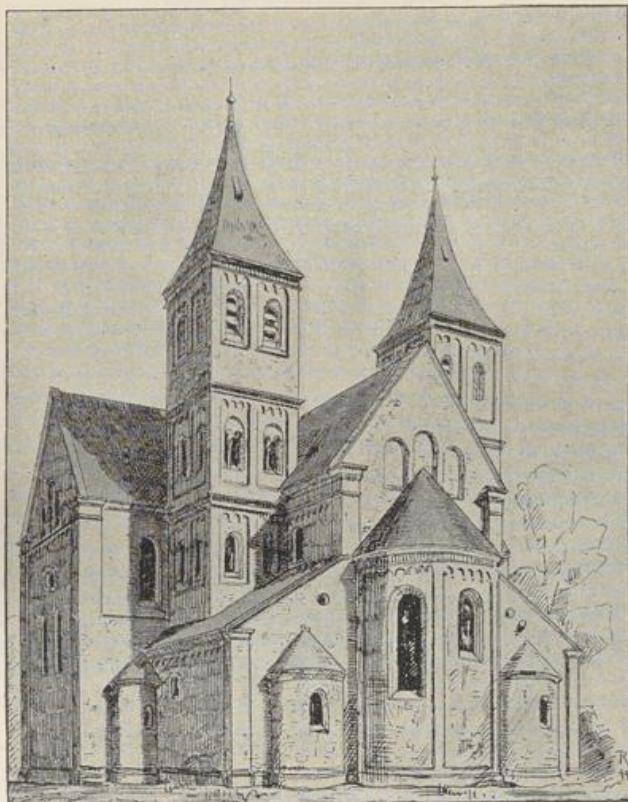


Fig. 36. St. Vitus in Ellwangen.

Eigentümlichkeiten. In Hessen ist ein großartiger Bau die 1037 begonnene Klosterkirche zu Hersfeld; sie wurde aber erst 1144 vollendet, heute liegt sie in Trümmern. Es ist eine ehemals flachgedeckte Säulenbasilika von ungewöhnlich großen Abmessungen; die Gesamtlänge beträgt 88 m, wovon 28 m allein auf den Chor kommen. Die von zwei Türmen flankierte Vorhalle hat ein Tonngewölbe und eine Empore, das weit vorspringende Querschiff ist verhältnismäßig schmal, das Chorhaus ungewöhnlich tief.

In Franken stehen die Kirchen St. Jakob in Bamberg und die Klosterkirche in Heilsbronn, beide Säulenbasiliken, der Dom zu Würzburg mit Pfeilern und die Burkardskirche daselbst mit Stützenwechsel unter dem Einflusse der umliegenden Gegenden.

In Bayern finden wir die Neigung zur phantastischen Ornamentik wieder sehr stark ausgeprägt. Das bekannteste Beispiel dafür ist das Nordportal an der St. Jakobskirche zu Regensburg (siehe Fig. 49). Diese Kirche ist eine flachgedeckte Säulenbasilika aus der Mitte des XII. Jahrhunderts. Ebenso sind die Pfeiler der Krypta des Domes in Freising durch Rankenwerk, menschliche und Tierfiguren phantastisch verziert.

Die österreichischen Länder.

Der deutsche Einfluß wiegt trotz der vielen Beziehungen mit Italien in Österreich vor. Die flachgedeckte Pfeiler- oder Säulenbasilika ist vorherrschend, spät und selten wird die Wölbung angewandt. Der süddeutsche Grundriss, das Langhaus ohne Querschiff und drei Apsiden im Osten, und die Vorliebe für prächtige Portalausschmückung, wohl italienischer Einfluß, sind die Hauptmerkmale.

Die älteste intakte Anlage ist in dem Benediktinerkloster Nonnberg zu Salzburg erhalten und zwar ist es der mit gratigen Kreuzgewölben, die auf kurzen Halbsäulen ruhen, gedeckte Kreuzgang, der ältestbekannte überhaupt.

Den lombardischen Einfluß der Portalbildung zeigen das Westportal der Peterskirche zu Salzburg, das Südthor der Franziskanerkirche ebenda und St. Beno in Reichenhall.

Unter sächsischem Einfluß stehen St. Peter in Bezug auf den Wechsel der Stützen, zwei Säulen mit einem Pfeiler, und die Klosterkirche in Seckau (1142—56). Die Klosterkirche St. Paul in Lavantthal dagegen ist direkt unter Hirsau's Einfluß erbaut.

Das bedeutendste Werk aber ist der Dom zu Gurk (1170—1218). Er hat eine zweitürmige Westfront mit Vorhalle und Empore, das Querschiff springt über die Langhausmauern nicht vor, drei Ostapsiden und reine Pfeilerstellung. Dazu kommen zwei besondere Brachtstücke, das Portal in der Vorhalle mit je sieben schlanken Säulen auf jeder Seite, und die berühmte hundertsäulige Krypta, die durch sechs Pfeiler in drei Schiffe geteilt wird und wobei 96 monolithe Säulchen die kleinen Kreuzgewölbe tragen.

Die böhmischen Bauten sind meist von kleinen Abmessungen und von plumper, oft roher Detailausführung. Der älteste datierbare Bau ist die Peter- und Paulskirche auf dem Bischehrad (in Prag), 1070 gegründet; im Innern der jetzt spätgotischen Kirche kann man noch Reste der alten Säulenbasilika erkennen. Verwandte Formen zeigt St. Georg auf dem Hradisch in Prag und die Prämonstratenkirche zu Mühlhausen im Kreise Tabor. Größere Abmessungen hat die Benediktinerkirche zu Kladrau (1175), die im vorigen Jahrhundert durch Kilian Denzenhofer restauriert wurde.

Besonders häufig kommen in Böhmen und Mähren Rundbauten vor, meist sehr einfache kleine Werke, rund oder oval, mit halbkreisförmiger Koncha, der Hauptbau mit einer Kuppel, die Koncha mit einer Halbkuppel gedeckt; es sind Grabkapellen, sog. Karner, die aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen.

Das norddeutsche Tiefland.

Erst nach der Errichtung einer selbständigen Nordmark (1142) unter Albrecht dem Bären konnte die Baukunst hier festen Fuß fassen. Sie fand aber eine

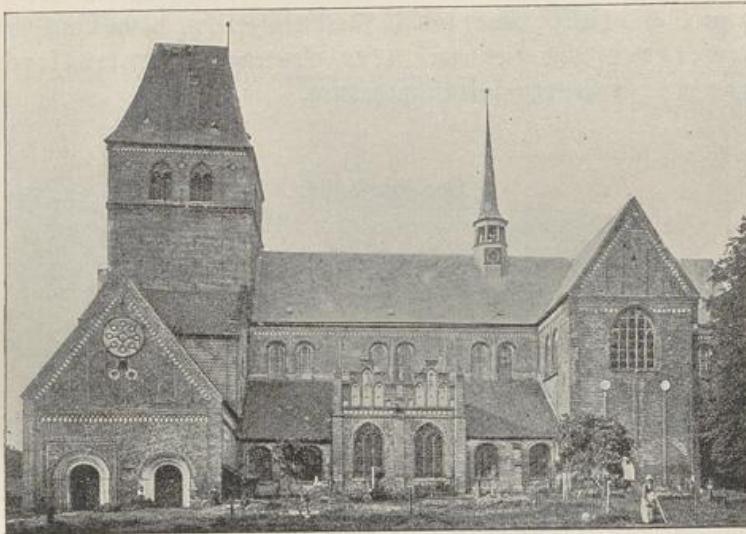


Fig. 37. Dom zu Riga.

Hauptschwierigkeit in dem Mangel an geeignetem Material, man hatte nur die Findlingsblöcke aus schwedischem Granit, ein sehr hartes und mühsam zu bearbeitendes Material, oder aber man mußte zum Ziegelbau seine Zuflucht nehmen, wenn man nicht Sandsteine aus Sachsen kommen lassen wollte, was sehr kostspielig war. Die Anwendung des Backsteines zwang natürlich zu großer Einfachheit in der Gliederung, doch ließen sich durch Nebereckstellen, Vorlagen usw. der Steine allerlei hübsche Muster erzielen. Wichtig ist auch die Umbildung des Würfelkapitells in die Trapezform. Der Pfeilerbau ist vorherrschend, Säulen schon des Materialmangels wegen selten. Durch all dies erhalten die Bauten einen völlig individuellen und einheitlichen, aber etwas nüchternen, ernsten Charakter.

Die kleine Nonnenkirche von Kreweje, das älteste Werk (1157—60) in dieser Art, auf einem Unterbau von Granit ruhend, zeigt schon den Versuch der Wölbung und des Stützenwechsels. Ein volliger Ziegelbau ist die

nach 1184 erbaute Kirche zu Arendsee, die ebenfalls primitive Wölbungen hat. Das gebundene System treffen wir schon bei der Klosterkirche zu Diesdorf, bedeutender ist aber der Dom zu Naumburg (Fig. 37), 1178—1204 errichtet. Das hervorragendste Werk in technischer wie künstlerischer Beziehung in diesen Gebieten ist die Klosterkirche zu Jerichow in der Mark, die 1149 begonnen worden ist, eine doppeltürmige, kreuzförmige, flachgedeckte Säulenbasilika mit zwei apsidial geschlossenen Nebenchören. Zweitürmige Fassaden finden sich auch an Bauten zu Lübeck, Prenzlau, Stendal *et c.*

Einer Gruppe von Zentralbauten, die zum Teil noch älter sind als die vorher erwähnten Kirchen, muß hier noch gedacht werden: die Michaeliskirche zu Schleswig, um 1100 in Tuffstein erbaut, dann die Kirche zu Schammersdorf und die leider 1722 abgetragene Zentralkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg.

Der Profanbau.

Von Palästen, Häusern und Burgen ist unendlich viel weniger erhalten, als von den religiösen Zwecken dienenden Bauten. Das wenig Erhaltene ist entweder Ruine oder in moderneren Architekturen verbaut und so immer mehr dem Untergange geweiht.

Der älteste erhaltenen Kaiserpalast ist die von Heinrich III. erbaute Pfalz zu Goslar (Fig. 38), aus dem XI. Jahrhundert, ein Saalbau von gewaltigen Abmessungen mit zwei Freitreppe, Vestibules und einer zweistöckigen Palastkapelle. Was heute noch an Details zu sehen, röhrt von den Umbauten des XII. und XIII. Jahrhunderts her, soweit es überhaupt nicht moderne Restauration ist.

Die reichen Pfalzen zu Kaiserslautern und Hagenau wurden von den Franzosen zerstört. In Ruinen steht noch der 1170 vollendete Palast Friedrich Barbarossas zu Gelnhausen. Hier kann man an den Details leicht den durch die Kreuzzüge herbeigeführten orientalischen Einfluß erkennen, wahre Prachtstücke sind einzelne Fenster mit Doppelhäulen und das noch erhaltene Kamin des Hauptsaales. In Eger, Wimpfen a. B. und in Trifels sind ebenfalls noch Trümmer von Pfalzen Barbarossas erhalten. Die Welfenburg Heinrichs des Löwen Dankwarderode, in Braunschweig wurde neuerdings restauriert. Der schönste romanische Fürstenstil aber ist die trefflich restaurierte Wartburg bei Eisenach (1067 gegr.). Der große Palas (das Landgrafenhaus), mit seiner drei Stockwerke hohen Fassade mit der Säulengalerie im obersten Stocke und dem großen Hauptsaale, entstammt dem Ende des XII. Jahrhunderts.

Die Anlage der Burgen war immer durch die natürliche Verteidigungsfähigkeit des betreffenden Ortes bestimmt und daher eine sehr verschiedene.

Steile, schwer zugängliche Höhen wählte man mit Vorliebe aus. Ein schmäler steiler Weg, der, wo es immer ging, so angelegt war, daß der Angreifer seine rechte, unbeschädigte Seite der feindlichen Verteidigung bieten mußte, führte zu dem Zingel, einem von Graben, Pallisaden und starkem Balkenthore beschirmten Verteidigungsraume, durch dessen Thor man meist in einen geschlossenen Vorhof (barbicana) und von da in den Zwinger, eine durch Türme und Mauerring mit Wehrgang verteidigte Vorburg, gelangte. Vom Zwinger kam man über eine Zugbrücke und durch das feste innere Burghor, das durch Fallgatter geschlossen werden konnte, in den eigentlichen Burghof, der rings von einer hohen starken Mauer, an welche sich die Wirtschaftsgebäude und Gefindewohnungen lehnten, umschlossen war. Im Burghof stand an bevorzugtem Platze der Palas, das Wohngebäude der Herr-

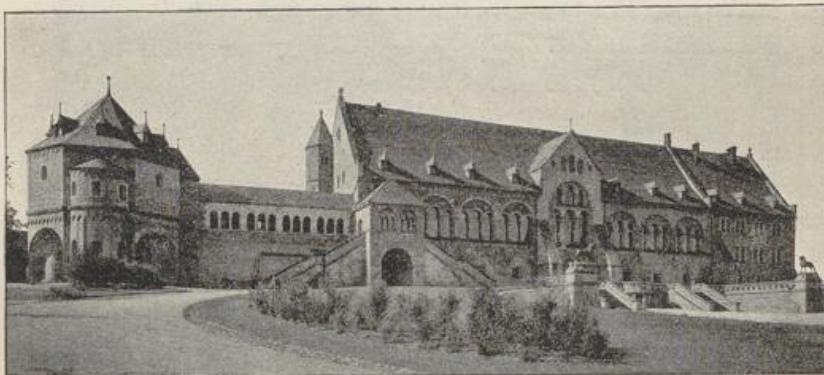


Fig. 38. Goslar. Kaiserpfalz.

shaft mit der nach Osten gerichteten Burgkapelle, und an höchster isolierter Stelle der gewaltige Wartturm, der Bergfried, die letzte Zuflucht und das Hauptverteidigungswerk der ganzen Burg, der niemals fehlte.

Der Palas und die Burgkapelle waren die für die architektonische Ausstattung besonders in Betracht kommenden Teile. Eine Freitreppe führte zum zweiten Stocke des Palas, wo sich der Festsaal und die übrigen Repräsentationsräume befanden, die ihr Licht durch schöne, mit Säulenstellungen ausgezeichnete Fenstergruppen, die Wärme bei kalten Tagen von reich verziertem Kamine (Gelnhausen) erhielten. Bei der sonstigen Ausstattung wurden Teppiche zum Schmuck der Wände, zum Belag des Bodens und der Sitzmöbel reichlich verwendet.

Von der ziemlich großen Anzahl von Burgen, die beinahe alle nur noch in Ruinen vorhanden sind, nennen wir die Niederburg bei Rüdesheim, die Burg Reichenstein bei Goarshausen, die Kästenburg bei Hambach, Trifels in der Pfalz, die drei Burgen bei Rappoltsweiler, St. Ulrich, Giersberg und Rappoltsstein und die Burg Steinsberg bei Sinsheim in der Pfalz.

Die Burgkapellen sind so ziemlich alle nach dem gleichen Plane erbaut. Ein rechteckiger zweistöckiger Raum ist durch vier Säulen in drei Schiffe mit je drei Jochen geteilt, das zweite Joch des Mittelschiffes im unteren Raume fehlt, wodurch die Verbindung von Ober- und Untergeschoß hergestellt ist, und es der im Untergeschoß weilenden Herrschaft möglich wird,



Fig. 39. Burgkapelle zu Nürnberg.

auf den Gottesdienst am Altar des Untergeschoßes achtzugeben. — Die wichtigsten erhaltenen Kapellen dieser Art sind: die Doppelkapelle zu Freiburg a. d. Unstrut, die Burgkapellen zu Eger, Landsberg bei Halle, Steinfurt bei Münster und Nürnberg. (Fig. 39.) Die erzbischöfliche Palastkapelle St. Godehard in Mainz, als älteste Anlage, ist schon früher erwähnt worden.

Die Befestigung der Städte war bis in das späte Mittelalter ziemlich einfacher Natur, eine nicht allzu hohe, mit Zinnen und Schießscharten versehene Mauer umschloß die möglichst eng zusammengedrängte

Stadt. Innen an der Mauer lief ein Wehrgang entlang, zu dem die Zugänge meist in kleineren Türmen lagen. Vor der Mauer zog sich ein Graben hin, dessen Eskarpewände manchmal aufgemauert waren. Zugangstore gab es gewöhnlich nur wenige, sie waren zumeist durch kleinere Vorwerke und Türme noch besonders geschützt und befestigt. Das spätere Mittelalter liebte es, diese Thortürme in festlicher prächtiger Weise auszustatten. In vielen Städten war ein festes Schloß oder Burg, die wie in der Burg der Bergfried, so in der Stadt das Hauptbollwerk, die Cittadelle, bildete. Adelige Herren und vornehme Patrizier errichteten sich noch zu ihrem persönlichen Schutz dem Bergfried vergleichbare, feste Wohntürme, um bei Kämpfen in der Stadt selbst oder bei einer Eroberung ein festes Bollwerk als letzten Zufluchtsort zu haben. In Regensburg sind noch mehrere solche Wohntürme aus dem XII. und XIII. Jahrhundert erhalten. Die Häuser der einfachen Bürger waren fast immer leichte Fachwerkbauten, was die völlige Niederbrennung ganzer Städte, von denen die Geschichte so oft erzählt, leicht erklärliech macht. Steinbauten galten selbst in größeren Städten als etwas Besonderes, das man der ausdrücklichen Erwähnung wert hielt.

Ein künstlerisch durchgebildeter Befestigungsbau ist uns aus dem XII. Jahrhundert in dem Thore zu Komburg bei Schwäbisch-Hall erhalten. Einzelne Privathäuser aus der romanischen Epoche sind noch in Trier, in Meß in der Trinitatierstraße, in Regensburg, Braunschweig und Gelnhausen der Zerstörung entgangen.

b) Malerei.

Frühzeit — von der Mitte des X. bis zur Mitte des XI. Jahrhunderts.

In dieser Epoche sind fast nur Werke der Miniaturmalerei erhalten. Es sind kolorierte Umrisszeichnungen mit wenig Modellierung, in der Formgebung unbeholfen, aber oft von recht lebendigem, frischen Ausdrucke. Dem Stile nach stehen sie den Werken der karolingischen Epoche noch sehr nahe. Die höchste Blüte erreicht diese Miniaturmalerei etwa in den Jahren von 970 bis 1030. Die umrahmende Architektur ist schon von besonderer Schönheit und zeigt bereits die reichsten Motive der romanischen Baukunst. Auch die andern Beiwerke wie Throne, Pulte, Kissen, Teppiche sind mit größter Liebe, wenn auch perspektivisch nicht richtig, ausgeführt. Ebenso zeigen sich jetzt Blattwerk, Initialen, Gerimsel in höchster Schönheit und Vollendung. Nach karolingischer Weise sind die Farben noch sehr hell, gebrochen, von matter, oft glanzloser Oberfläche. Die häufigst gebrauchten Gewandfarben sind lichtes, kühles Grün, Blau, Violett und Rot. Für Fleischfarben wechselt ein bräunliches Rot mit einem gelblich fahlen Ton, welcher durch grünliche Schatten und scharfe weiße Lichter Rundung erhält.